

Streitplatz

Rudolf Woderich

Gelebte und inszenierte Identitäten in Ostdeutschland

Allenthalben machten in Ost-, Mittel- und Westeuropa partikuläre Identitäten von sich reden, Phänomene, denen am Ende des Jahrhunderts beim Übergang in die nachindustrielle Gesellschaft und supranationale Gemeinschaft keine Wirkungsmacht mehr zugetraut wurde. Indes haben partikuläre Identitäten, Resultate eines „geistigen und moralischen Vakuums“ beim Niedergang der staatssozialistischen Gesellschaften, nach einem halben Jahrhundert sogar den heißen Krieg an die Schwelle Mitteleuropas getragen. Alte ethnisch-regionale Rivalitäten und Identitäten lebten auch in Westeuropa auf, gewannen sogar in jenem Moment an neuer Schärfe, da man ihr Verschwinden bereits öffentlich angezeigt hatte (Nordirland). Während ein großes multiethnisches Gebilde im Osten unter mehr oder minder großen Beben und Verwerfungen erodierte, bestehen gute Aussichten, daß ein neues multiethnisches Staatengebilde im Südwesten Europas (Spanien) entsteht (vgl. Petschen 1996). Während sich eine historisch junge, aber präsozialistische Staatenvereinigung in Mitteleuropa (Tschechoslowakei) im Übergang zur postsozialistischen Gesellschaft auflöste, verläuft die Transformation zur demokratischen Marktwirtschaft anderswo als *Sonderfall* in Gestalt der Vereinigung zweier im Ergebnis des zweiten Weltkriegs entstandener (deutscher) Staaten.

Die „Rückkehr“ partikulärer Identitäten scheint unterschiedlichen Quellen zu entspringen: auf der einen Seite das konfliktive Hervortreten „alter Traditionen“ und „regionaler Zugehörigkeiten“ (Vaclav Havel) nach dem Fortfall kommunistischer Ideologien und Oktroy; auf der anderen Seite Probleme des strukturellen und politisch-konzeptionellen Wandels im Übergang zu nachindustriellen Gesellschaften, verbunden mit dem komplizierten Prozeß der europäischen Vereinigung. In einem „Sonderfall“ kann das „natürliche Experiment“ der Verkopplung und der Koinzidenz beider Problemstrukturen „idealerweise“ beobachtet und studiert werden:

* Dr. Rudolf Woderich, Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.) Berlin.

der Wandel der früheren DDR zur postsozialistischen Transformationsgesellschaft Ostdeutschland und sein Übergang in den nationalstaatlichen Rahmen der Bundesrepublik Deutschland, die zugleich als eine der treibenden Kräfte den (west)europäischen Integrationsprozeß forciert.

Peripherienbildung und Konstruktion ostdeutscher Identitäten

Auch im Sonderfall der ostdeutschen Transformation sind zum Erstaunen politisch gestaltender Akteure und sozialwissenschaftlicher Beobachter (zunächst ignorierte) Phänomene sichtbar geworden, die zur Ausbildung partikularer Identitäten führten. Generalisierend hat Christo Stojanov die entsprechende Bedingungs- und Prozeßstruktur als Konstituierung von „Fremdheitsverhältnissen“ beschrieben (Stojanov 1996: 231 ff.). Die vom Westen ausgehende extrem technokratische Orientierung auf die „Machbarkeit eines radikalen sozialen Wandels“ im Osten, die Umsetzung des *Modell-Transfer-Konzepts*, habe scheinbar paradoxe Effekte hergebracht: Deindustrialisierung; wirtschaftliche Stagnation und Senkung des Lebensstandards der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Die Kluft zwischen (westeuropäischem) „Entwicklungskern und der ex-sozialistischen Peripherie Europas“ sei noch offensichtlicher und problematischer geworden. Die Abhängigkeit vom westlichen Kapital ebenso wie die Abwertung des Lebens im „Realsozialismus“ hätten eine durchaus nicht irrationale, sondern adäquate (und empirisch) belegbare *Situationsdefinition* gefördert, der zufolge Transformation auch als eine „Kolonisierung durch den Westen“ erscheint. Ungeachtet der demokratisch-legitimierten selbstbestimmten Form des Systemwechsels spricht Stojanov von einer „fremdbestimmten“ Übernahme des westlichen Modells institutioneller Ordnungen und Wirtschaftssysteme, die zu „Blockade-Effekten im Bereich der Sozialorganisation“ geführt hätten. In Anlehnung an Simmel und Weber bestimmt Stojanov Fremdheitsverhältnisse wie folgt:

- Der Fremde habe im Gegensatz zur eigenen eine ganz andere *Lebensgeschichte*. Die Wir-Gruppe fordere Distanz gegenüber dem Fremden ein; gleichzeitig diene der Andere aber auch als Vergleich und Maßstab, Reflexionsprozesse über sich und den Anderen sind zwangsläufig.
- Das Fremdheitsverhältnis ist durch einen strukturellen Zwang bzw. durch eine *Machtasymmetrie* (Fremdbestimmung) gekennzeichnet. Die Wir-Gruppe versuche, den eingeschränkten Handlungsraum zurückzugewinnen, die verlorene Definitions-macht wiederherzustellen. Daraus resultieren Autonomisierungsstrategien, ein Merkmal jeder fremdbestimmten Situation.
- Das ambivalente Problem der *Einordnung des Fremden als Freund oder Feind*. Der/das Fremde müsse von der Wir-Gruppe gemäß ihren Interessen akzeptiert werden (ihr Vertrauen gewinnen), um involviert zu werden. Die *Identitätsstiftung* gehöre zu den „ausschlaggebenden Leistungen der Lebenswelt, die bei der Auseinandersetzung mit dem Fremden an Aktualität gewinnt“ (Stojanov 1996: 232).

Zu prüfen wäre also zunächst, ob auch für die Umbauprozesse in Ostdeutschland eine Bedingungs- und Prozeßstruktur ausgemacht werden kann, die zur Ausbildung von Fremdheitsverhältnissen führt und Identitätsstiftungen als komplementäre *Leistungen der Lebenswelt* hervorbringt.

Meine Rahmenthese ist von der Annahme geleitet, daß der politische und entwicklungsbedingte Modus von staatlicher Vereinigung und Systemtransformation, die Implantation externer Institutionen sowie die Dominanz fremder Akteure, der hohe zeitliche Druck der Szenarien in Deutschland (vgl. Reißig 1994) einen geschichtlichen Vorgang in Bewegung gesetzt hat, der auch als *Peripherienbildung* begriffen werden kann (vgl. Woderich 1996). Somit vollzieht sich zeitlich gerafft, modifiziert, vielfach gebrochen und überlagert jener Vorgang, der für *nation building* im westeuropäischen Raum generell charakteristisch ist: Mit der inneren Homogenisierung durch Wohlfahrtspolitik, Institutionentransfers, der Entstehung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes geht auch die Herstellung neuer Ungleichheiten entlang der früheren *territorialen* Grenze vorstatten. So ist die Differenzierung von Zentrum und Peripherie ein komplementärer Prozeß zur Identitätsbildung gegenüber einer Vereinnahmung. Wie Richard Münch beschrieben hat, „werde das andere Leben in der Provinz“ erst jetzt vollends als das schlechtere Leben in der Peripherie erfahren, was am Anfang eine Eigendynamik der Wanderung von der Peripherie ins Zentrum auslöst. Ältere Traditionen (Familismus, subsidiäre Netzwerke) brechen zusammen, ohne sofort durch neue, kulturell legitimierte Lebensformen ersetzt werden zu können. „Einer zerstörten Kultur werden die materiellen Produktions-, Konsumtions- und Existenzweisen ... übergestülpt, ohne daß deren weitere Institutionen der Demokratie, der sozialen Wohlfahrt und der universellen Bildung und Kultur schon richtig Fuß gefaßt hätten, da diese erst in einem viel langsameren Entwicklungsprozeß heranreifen können“ (Münch 1993: 23).

In Auswertung eines umfangreichen historischen und zeitgenössischen Materials zur Differenzierung und Relativierung von Zentrum und Peripherie verweist Münch darauf, daß die Startvorteile des Zentrums zumeist *langfristig* wirksam bleiben, die Dynamik der Unterschiede eine Progression erfährt und die *Ungleichheit* zwischen Zentrum und Peripherie gerade im (national) vereinheitlichten System besonders eklatant zu Tage tritt.

Andere Autoren haben aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive darauf verwiesen, daß im Europa der EG eine Neuordnung von Zentrum und Peripherie vorstatten geht. Neue Peripherien im Norden entstehen, alte Grenzmarkierungen werden aufgehoben, weitere Regionen zu Peripherien umgebildet, zu denen auch Ostdeutschland gehöre. So etwa seien gerade die entstandenen „Kathedralen in der Wüste“ (Filialen westdeutscher Firmen und Konzerne), die exemplarisch für die außenabhängige Wirtschaftsstruktur Ostdeutschlands stehen, Indizien und Signale jener Umstrukturierungen, die zur Ausbildung neuer Peripherien führen, da nach der Auflösung *sektoraler Verflechtungen* und der radikalen Schrumpfung der ostdeutschen Wirtschaft kein selbsttragender Aufschwung zu erwarten sei (Zieburá/

Bonder/Röttger 1992). Auf absehbare Zeit (amerikanische und englische Ökonomen sprechen von mindestens drei Jahrzehnten) gehören nahezu alle ostdeutschen Regionen (ausgenommen einige Wachstumsinseln) zu den strukturschwachen (west-)europäischen Regionen, also zum Ziel-1-Gebiet der EU-Strukturpolitik.

Peripherienbildungen werden in der Literatur auch als „innere Kolonisierungen“ beschrieben (vgl. Münch 1993). Hatte Helmut Wiesenthal das emotional aufgeladene Label der „Kolonisierung“ noch in das Reich der Ex-post-Mythenbildung im Transformationsprozeß verwiesen (Wiesenthal 1996); so bezieht sich ein anderer prominenter Vertreter der Profession ausdrücklich positiv auf den Modus der Kolonisierung Ostdeutschlands, „das zum funktionalen Äquivalent der früheren, verlorenen Ostgebiete“ geworden sei (vgl. von Beyme 1996: 305). Während Wiesenthal ein Problem darin erkannte, daß die „Wohltaten“ (Gratifikationen) den „Gewalttaten“ vorangingen, sieht von Beyme den Erfolg für die „machiavellistische Strategie“ der Staatsübernahme gerade darin, daß den rasch ausgeführten „zivilisatorischen Gewalttaten“ entsprechende Wohltaten gefolgt waren.

Wichtig für unseren Zusammenhang ist der Sachverhalt, daß Kolonisierung im alltäglichen Erfahrungskontext für bestimmte Beziehungsstrukturen und -muster zwischen externen (ortsfremden) und internen (einheimischen) Akteuren oder Personen steht. Mit Wolfgang Ludwig Schneider könnte man von Charakteristika sprechen, die den Status *pragmatischer Metaphern* haben, mit denen die Struktur einer sozialen Beziehung beschrieben und bewertet werden kann. Fremdheitserfahrungen (im eigenen Land) entstehen nicht schlechthin durch die Präsenz externer Akteure, sondern durch die Projektion einer *asymmetrischen*, ungleichgewichtigen Figur, „in der die Plätze zwischen den Einheimischen und den Fremden vertauscht sind und die lokal eingelebte Ordnung ihr Geltungsprivileg an die von den Fremden importierte Ordnung abgetreten hat“ (Schneider 1996: 546).

Auch und gerade im deutschen Sonderfall sind Bedingungen und Prozeßstrukturen nachweisbar, die der lokal eingelebten Ordnung ihre verbewußten Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten nehmen, mithin *Fremdheitsverhältnisse* konstituieren und die Herausbildung ostdeutscher Identitäten im Kontext der Peripherienbildung nahelegen. Die Konsequenzen, die sich aus dieser Annahme für ostdeutsche Selbstverständnisse und Identitätsbildungen ergeben, sind weder unisono festgelegt noch unausweichlich vorbestimmt. Die vergleichende Analyse von Studien zu Mentalitäts- und Identitätsprozessen in peripheren europäischen Räumen veranlaßte mich zu der These, daß ostdeutsche Selbstbilder und -zuschreibungen als *symbolische Konstruktionen* kultureller Identität vorgestellt werden können:

- Kulturelle Identität, „symbolisch konstruiert“, ist weder als gleichsam zwangsläufiges Resultat sozioökonomischer Gegebenheiten zu verstehen noch als „ursprüngliche“ Volksbewegung mit offensiv-nationalistischer Stoßrichtung. Persistenzmodelle, die „*ethnische* Identität als Strukturfaktor“ (Gerdes 1994) aufzufassen, erscheinen kaum geeignet zu sein, anzutreffende Problemlagen aufzuklären. Es handelt sich in Ostdeutschland weniger um „ursprüngliche“ „primordiale

Bindungen und Selbstbindungen, gleichviel auf welche Schicht historisch-sozialer Sedimentierungen sie zurückgeführt werden (preußisch, protestantisch, kleinbürgerlich-deutsch, ostelbisch), sondern um kontextabhängige situationsbezogene Konstrukte, deren „Changieren“ essentiell ist. Als Konstruktion erweist sich kulturelle Identität als „eine brauchbare und wirksame *Fabel* mit einem gewissen Realitätsgehalt, der von Interessengruppen weiterverarbeitet wird“ (Bleicher 1990).

- Symbolisch konstruierte Identität kann *sozialintegrativ* wirksam werden, gerade weil Inhalte und Ideen, die sie mitführt und hervorbringt, nicht in gleicher Weise in der gesamten Bevölkerung, auf die sie sich bezieht, wirksam sind. Als Symbol, als Zeichen für Verbindendes, steht sie für etwas, das mit *unterschiedlichem* Sinn aufgeladen und verschieden ausgelegt werden kann - je nach der besonderen Interessenlage der jeweiligen Interpretationsgemeinschaft. „Kulturelle Symbole integrieren nicht, weil sie einen allen gemeinsamen Sinn beinhalten, sondern weil man *glaubt*, daß sie es tun“ (Bleicher 1990).

Konstruktionen kultureller Identität schließen immer auch Erfindungen, Legenden und Nostalgien, also auch retrospektive Idealisierungen ein, die empirischer Überprüfbarkeit nicht standhalten. Mithin erwiese sich „Nostalgie“ als evaluatives Kriterium dafür, ob etwa ostdeutsche Identitäten Anerkennung verdienen, als wünschenswert oder nicht zu gelten haben, als wenig sinnvoll, einen angemessenen Zugang zu den thematisierten Phänomenen zu gewinnen. Jean Baudrillard erinnerte unlängst daran, daß Nostalgie ja immer auch „das Vorgefühl für das bewahrt, was schon einmal geschehen ist und erneut stattfinden könnte“. Denn sie sei der „umgekehrte Spiegel der Utopie, die niemals gestillt wird“ (Baudrillard 1994:186) .

Die mediale Konstruktion systematischer Mißverständnisse

Auch andere Autoren (vgl. Koch 1997; Pollack 1997; Gensicke 1997) haben sich implizit oder explizit dem Paradigma der symbolischen *Konstruktion* ostdeutscher Identitäten angeschlossen, zumal der Diskurs der deutsch-deutschen „Identitätskommunikation“ (Eder 1990) vor allem auf der Ebene medial vermittelter *Umfragedaten* zu deuten versucht wird. Da die auf diese Weise erzeugten Deutungsfiguren, wie noch zu zeigen ist, wichtige Dimensionen ostdeutscher Identitäten nachgerade systematisch ausblenden, der sozialwissenschaftliche Beobachterstatus oftmals von den medialen Konstruktionen im Sinne „ideologischen Illusionen“ eingeholt wird, erscheinen mir *konzeptionelle Konkretionen*, Erweiterungen und Unterscheidungen zum Identitätsproblem erforderlich zu sein, die im Anschluß an die Diskussion exemplarischer Positionen knapp umrissen werden sollen.

In Anlehnung an Eder (1990: 364), demzufolge Erscheinungsweisen und Präsentationsformen kollektiver Identitäten das Ergebnis *politischer* Auseinandersetzung seien, stützt sich Koch auf ein empirisches Verständnis von Identitätsbildungen, das immer auch Akteure und Publikum von Identitätsbildungen zu definieren ver-

sucht. Entwickelt wurden - geleitet von Befunden der Umfrageforschung - sechs interessante *Grundanker* ostdeutscher Identitäten in der Ost-West-Dimension: die Gewißheit, „nicht-westdeutsch“ zu sein; spezifische Distanzen zur Verfaßtheit der Bundesrepublik; die Teilhabe an exklusiven Wissensbeständen und Erfahrungen; selektiver Rückgriff auf Vergangenes; Unbehagen an westdeutscher Vormundschaft; Komponenten der Alltagskultur, die auf Lebensstilanalysen gegründet sind (vgl. Koch 1997: 96 ff.).

Die Ausbildung von *Fremdheitsverhältnissen* im Umbruch der Systeme konstatiert auch Pollack: „Der Systemaustausch machte die DDR-Bürger zu Fremden im eigenen Land, die noch einmal ganz von vorne anzufangen haben“. In der Auseinandersetzung mit Interpretationstypen und Annahmen über die *Deformation* ostdeutscher Bürger (infolge des autoritären DDR-Regimes) sowie der vermeintlichen *Persistenz* einer sich durchhaltenden ostdeutschen Kultur wird auf den „Repertoire“-charakter von Kultur verwiesen, der es immer auch ermöglicht, auszuwählen und aus einem Fundus zu schöpfen. Die Ostdeutschen als „Künstler des Informellen“ hätten schließlich auch und gerade im Herbst '89 hinreichend unter Beweis gestellt, daß sie kulturelle Ideen flexibel zu nutzen wissen. In diesem Sinne sei die nachträgliche Abwertung des Systems der Bundesrepublik und die partielle (Wieder-)Aufwertung von Dimensionen und Leistungen des DDR-Systems (durch die Probanden in entsprechenden Befragungen) als ein Versuch der Ostdeutschen zu werten, „die erfahrene Abwertung ihrer Herkunft zu kompensieren“. Die zu Grunde gelegten Umfragedaten, welche die Öffentlichkeit erheblich irritiert hatten, werden als Ausdruck der *asymmetrischen Kommunikation* zwischen Ost- und Westdeutschland, als eine Form des Kampfes um Anerkennung interpretiert: „Die Ost-West-Differenz ist ein Instrumentarium, auf dem sich trefflich spielen läßt“ (Pollack 1997: 12). Da ostdeutsche Identitäten am *Bild des anderen* konstruiert würden, kämen ihnen auch keine eigenen Inhalte zu.

Das gleiche *Deutungsmuster* liegt Positionen zu Grunde, die Gensicke (1996: 43-72) entwickelt, um das „Identifikationsdefizit des Ostens“ gegenüber dem Gesellschaftssystem der Bundesrepublik“ zu erklären. Die „Meinungsverschiedenheiten“ ließen sich weder aus den objektiven Verhältnissen noch aus sozialen und persönlichen Wertorientierungen schlüssig herleiten. Sie seien „der Tatsache einer kollektiven Diskriminierung der Ostdeutschen durch die Westdeutschen“ geschuldet. Ein soziales *Rollenspiel* finde statt, in dessen Rahmen der Westdeutsche den Gewinner (im Systemkampf des früheren Kalten Krieges) spiele und dem Ostdeutschen die Rolle des Verlierers aufdränge.

Gelebte und inszenierte Identitäten

In der Tat scheint die Identitäts*kommunikation* ein entscheidendes Feld zu sein, das interessante, partiell überraschende Konstruktionen hervorbringt, welche die innerdeutsche Ungleichheit auf der West-Ost-Achse strukturieren. Verabsolutiert man

jedoch diese *Ebene* der Konstruktion und spricht der „sogenannten“ ostdeutschen Identität eigene Werte und Inhalte ab, dann vergibt sich die vehemente Verteidigung der Diskriminierten letztlich ihre Argumente, denn es fragt sich, was zu verteidigen lohnt, wenn realiter *eigene* Identitäten nicht auszumachen sind.

Hier schlägt - auch wider Willen - ein Effekt der „tabula rasa“ der technokratischen Transformation und deren affirmativer sozialwissenschaftlicher Rechtfertigung durch, da die politische *Rekonstruktion* der Gesellschaft allgemein und deren ambivalente „Wirkungsmacht“ in den subjektiven Verarbeitungsprozessen des Umbruchs *analytisch* nur eine marginale Bedeutung erlangte oder vollständig ausgeklammert worden war. Im Gegensatz zum *mainstream* hatte vor allem Segert (1995) gezeigt, daß die retrospektive „Aufwertung des eigenen Lebens und bestimmter Institutionen der alten Gesellschaft“ angemessen nur zu verstehen ist, wenn beachtet wird, daß die Ostdeutschen dabei an frühere, relativ stabile Konstrukte, so u.a. an eine ambivalente „doppelte nationale Identität“ anknüpfen konnten (im November '89, als bereits freie Befragungen möglich waren, fühlten sich drei von vier Befragten schon vollkommen als „Deutsche“, etwa die gleiche Anzahl der Probanden bestimmten sich als „DDR-Bürger“, da doppelte Nennungen möglich waren).

Dieser Befund fügt sich nicht ins Bild von Vorstellungen einer bloß *zugeschriebenen* ostdeutschen Identität. Die ambivalenten Bindungen an die DDR als eine der Quellen ostdeutscher Identitäten wird auch in neueren Studien über den Wandel von Einstellungen ostdeutscher Jugendlicher (in Sachsen) bestätigt. Nach Befunden von Förster und Friedrich stuften sich selbst jüngere Schüler noch mehrheitlich als „Ex-DDR-Bürger“ ein und dies seit 1992 eher in steigendem Maße, unabhängig von der politischen Verortung im Links-Mitte-Rechts-Schema. Das Zugehörigkeitsgefühl zur ehemaligen DDR sei, wie die Autoren argumentieren, psychostrukturell stark verankert, beziehe sich auf Topoi wie Heimatland, Erinnerungen, die spezifische Biographie und lasse sich „auch von jungen Menschen nicht in kurzer Zeit als Ballast abwerfen“ (Förster/Friedrich 1996).

Ohne geschichtliche und lebensweltliche Dimensionen einzubeziehen, muß die soziale Konstruktion von Identität, die sich auf wechselseitig hypertrophierte Fixierungen beschränkt, ebenso inhaltsleer und „luftig“ bleiben wie eine Transformations- und -praxis, die vielfältige Vermittlungen zwischen Herkunfts- und Ankunfts-gesellschaft ausblendet und den alltagskulturellen resp. lebensweltlichen Eigensinn von Tradierungen, Kontinuitäten *und* widersprüchlichen Umbau- und Umdeutungsprozessen im ostdeutschen Lebensalltag unterschätzt.

Zudem konnten tiefer lotende Re-Analysen von Befragungen belegen, daß die westdeutsche Bevölkerung nicht so distinktiv auf ostdeutsche Verhältnisse und Lebensformen fixiert ist, wie manche Interpretationen nahelegen: Noch immer ist in Westdeutschland die westeuropäische, nordamerikanische (USA) und die vergleichende Sicht auf Entwicklungsländer bedeutsamer als der „gebannte Blick“ nach Osten (vgl. Haeger et al 1996). Freilich ist damit auch eine „nachträgliche Abstandnahme“ (Zapf 1994) gegenüber den Problemen der deutschen Vereinigung verbunden. In jenem „Tal der Ahnungslosen“ bestehen elementare Unkenntnis, ein

erhebliches Desinteresse an ostdeutschen Verhältnissen, Problemen und Nöten ohne Zweifel fort. Nur kann man den Westdeutschen mehrheitlich eben nicht jene Siegerposen und bornierte Ost-Fixierungen (Diskriminierung; Verweigerung der Anerkennung) unterstellen, wie das in der Interpretation von Umfragedaten geschieht.

Wiewohl für ostdeutsche Menschen der Vergleich mit den reicheren und glücklicheren Verwandten wichtiger ist als umgekehrt, gilt aber auch für ostdeutsche Lebensformen, private Lebensverhältnisse und soziale Milieus, daß Fixierungen auf die westdeutsche Vergleichspopulation nicht jene pathogene Dauerpräsenz erreichen, wie sie die demoskopischen „Rollenspiele“ oder das sportive Kopf-an-Kopf-Rennen farbiger Säulendiagramme (der Osten natürlich Rot, der Westen Blau) schon aus Gründen mediengerechter Vermarktung herbeidefinieren¹.

So wichtig Erscheinungen distinkter Identitätskonstruktionen, Rollenspiele und verweigerter Anerkennung (Diskriminierung) sein mögen, so wäre es jedoch ein Mißverständnis, die Konstruktion sozialer Identität der Ostdeutschen *reduktionistisch* auf asymmetrische Identitätskommunikationen politischer Akteure und kultureller Eliten zu reduzieren. Da die meisten Befunde sich fast ausschließlich auf Daten und Datensätze der Umfrageforschung beziehen, ist sogar grundsätzlich zu bezweifeln, ob auf diese Weise überhaupt tragfähige Aussagen und wertvolles Wissen über ein so vielschichtiges Phänomen wie Identitätsbildungen zu gewinnen sind². Die Her-

¹ Zugleich sind im sozialwissenschaftlichen Diskurs erstaunliche Verkehungen im Ost-West-Verhältnis festzustellen, in denen sich die jeweils andere Seite um die „Anverwandlung“ an das Fremde (Guttandin 1993) zu bemühen scheint: Während westdeutsche Sozialwissenschaftlicher (H. Berking 1996; vgl. auch St. Hradil 1996 sowie G. Maier 1997) die Rationalität überkommener ostdeutscher Lebensmuster und privater Lebensformen als *Überlebensstrategien* in schwierigen Zeiten begreifen und über deren Zukunftsfähigkeit im Kontext der „Rückgewinnung der sozialen Umwelt“ (Antje Vollmer) sie nachdenken, scheinen ihre ostdeutschen Kollegen endlich die „Leichtigkeit des Seins“ entdeckt zu haben: Identitätskonstruktionen werden als „Rollenspiele“ gesehen, die dem *Bild* des anderen geschuldet sind; ersehnt wird ein stromlinienförmiger „fluider, flexibler, allseits anpassungsfähiger Akteur“ (Schwarz 1996), der seine lebensweltliche Schwere abgestreift hat und den „Lehrbüchern“ der Postmoderne entnommen sein könnte. - Wieder scheint man sich unterwegs nur knapp zu grüßen, um sodann, jeder in seine Richtung, weiterzugehen.

² Komplexe Identitätsanalysen hat es in den sozialwissenschaftlichen Sonder- und Förderprogrammen der Transformationsforschung nicht gegeben. Dieses Defizit kann auch im vorliegenden Beitrag nicht behoben werden. Bemerkenswert ist jedoch die Einrichtung eines neuen interdisziplinären Graduiertenkollegs „Identitätsforschung“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. - Skepsis gegenüber den Umfragedaten ist besonders dann angebracht, wenn so suggestive und fragwürdige Fragevorgaben eingesetzt werden, wie das am Beispiel des grassierenden Topos vom „Bürger zweiter Klasse“ besonders markant hervortritt: Ein mediales Konstrukt der „Echo-Demoskopie“, das im Sinne von „self-fulfilling prophecy“ wirksam ist und allenthalben kolportiert wird. Gerade deshalb wäre es als genuin *mediale Inszenierung* zu dekonstruieren, da es den Ausgrenzungspraxen medial agierender Akteure zuzurechnen ist, nicht aber per se als Selbstzuschreibung ostdeutscher Menschen mißverstanden werden darf.

vorhebung des Konstruktionscharakters ostdeutscher Identitäten muß jedenfalls nicht zwangsläufig dazu führen, den illusorischen Konstrukten der Echodemoskopie und deren Zahlenrabulistik zu verfallen.

Als eine Konsequenz der medial erzeugten *Mißverständnisse* und des „innenpolitischen Hauptcodes der deutschen Vereinigung: Wessi vs. Ossi“ (Offe 1994) mag es sinnvoll erscheinen, zwischen *inszenierten* und *gelebten* Identitäten zu unterscheiden, um die Diskurslage zu strukturieren.

Gelebte Identitäten beziehen sich vorrangig auf das Alltagsleben, auf Tradierungen eingelebter Muster; sie sind sozialgeschichtlich und biographisch gebunden, werden über die Aufsichtung gemeinsamer oder ähnlicher lebensgeschichtlicher Erfahrungen vermittelt und können Formen kollektiven Bewußtseins vor allem dann hervorbringen, wenn fraglos gegebene Selbstverständlichkeiten und vorbereitete Gewißheiten durch radikale gesellschaftliche Einschnitte in den Lebensbedingungen, den politischen und wirtschaftlichen Ordnungen problematisch geworden sind und durch Fremdgruppen von außen delegitimiert werden.

Inszenierte Identitäten sind vor allem situativ relevant, ihnen sind ereignishaft Formen und Charaktere eigen, sie zeichnen sich durch kulturell-symbolische Codes aus und lassen sich durch situativ wechselnde und unterschiedlich intensive Darstellungsformen beobachten und bestimmen (Auftritte alter Rockgruppen; die atheistischen Jugendweihen; der Enthusiasmus für den lokalen Fußballverein, der für die Region ebenso wie für die Selbstbehauptung des „Ostens“ steht; ostentative Geschmackspräferenzen und physisch-leibliche Selbstpräsentationen; distinkte sprachliche Besonderheiten u.a.; vgl. dazu z. B. Gries 1995). Inszenierte Identitäten sind politisch relevant und können instrumentell und im medial vermittelten Ost-West-Diskurs von verschiedenen Akteuren für politische Ziele und Interessen eingesetzt werden (vgl. Koch 1997).

Gelebte und inszenierte Identitäten sind freilich nicht durch scharfe Grenzmarkierungen voneinander zu trennen. Die Unterscheidungen sind relativ, die Übergänge praktisch fließend, Interaktionen und Interpenetrationen eher die Regel als die Ausnahme, das Schema kann jedoch als *heuristisches Modell* nützlich sein. Vor allem erscheint bedeutsam zu sein, daß verschiedene Akteurguppen als *Konstrukteure* ostdeutscher Identitäten in den Blick rücken. Diesbezüglich sind gerade die paradoxen Verkehungen interessant: Während Ost-Identitäten primär von alten und neuen „Mittelschichten“ der ostdeutschen Übergangsgesellschaft distinkt inszeniert und politisch instrumentalisiert werden (vgl. Th. Koch 1997), deren lebensweltlicher Hintergrund aber eher durch Öffnungen, Modernisierungen, eine partielle „Verwestlichung“ charakterisiert ist, erfahren *gelebte* Identitäten und tradierte Alltagsorientierungen eine Restabilisierung und modifizierte Fortführung in jenen Milieus und Gruppen, die sich öffentlich und politisch weniger artikulieren, die Regierungskoalition wählen und von Partizipationschancen wie Modernisierungen weitgehend ausgeschlossen sind.

Lebensweltlich gegründete Identitätsbestände

Alltägliche Identitätskonstruktionen in den lebensweltlichen Milieus sind bei der pragmatisch flexiblen Anpassung an neue Gegebenheiten und Gelegenheiten *einerseits* und der mehr oder weniger kontinuierlichen Weiterführung tradierter Haltungen *andererseits* bislang zu wenig in Betrachtungen einbezogen worden, wenn Fragen nach der Beschaffenheit und der perspektivischen Relevanz ostdeutscher *Identitäten* gestellt werden. Ohne ein Verständnis lebensweltlich verankerter Identitätsbestände kann das komplexe Phänomen ostdeutscher Identitäten im gesellschaftlichen und strukturellen Umbruch jedoch nicht weiter aufgeschlossen werden.

So geht aus komplexen Analysen zu familialen Lebensformen im Land Brandenburg hervor, daß der Modus des Umbruchs (Unsicherheiten und Anomien) zu einer Stabilisierung eingelebter Beziehungsmuster geführt hatte. Die in den achtziger Jahren ansetzend ausgebildeten Modernisierungen, Öffnungen und „kreative Anspruchsbestände“ wurden vielfach zurückgestellt oder ausgesetzt (Vgl. J. Gysi et al 1994). Als nahezu einziges soziales Netz, das den Umbruch überstanden hatte, sind ostdeutsche Familien heute in noch stärkerem Maße als Sozial- und Zweckgemeinschaften zu verstehen, deren *Bestandserhaltung* (weniger Geburten, Eheschließungen und -scheidungen) im Vordergrund steht. Nach einer kurzen Phase experimenteller Öffnungen kehrten die meisten Familien alsbald zu tradierten Gewohnheiten und Gepflogenheiten zurück. Kaum verändert hat sich die Verteilung der Geschlechterrollen, das heißt, Machtverhältnisse und Entscheidungsstrukturen sind nicht nach westlichem Vorbild „modernisiert“ worden, sondern noch immer weitgehend paritätisch und egalitär strukturiert. Die für die DDR typische Vernetzung von Erwerbsarbeit und Familienleben in ihrer *Bewertung* blieb nicht nur erhalten, sondern hat sogar noch zugenommen (75 Prozent der Frauen, 78 Prozent der Männer plädieren für Vereinbarkeit). Im Unterschied zu den Werturteilen der achtziger Jahre nimmt der Grundwert der Erwerbsarbeit eine Schlüsselrolle ein, demgegenüber haben die Lebensorientierungen „Freude“ und Freizeit, Politik und Kultur erheblich an Gewicht verloren, der Trend zur *Verhäuslichung* scheint sich zu verstetigen: „Die Familien sind weit davon entfernt, die Parameter einer westlichen ‚Freizeitgesellschaft‘ zu leben. Sie sind auffällig immobil geworden und verbringen einen Großteil ihrer freien Zeit in den eigenen vier Wänden“ (J. Gysi et al 1994).

In anderen Untersuchungen zu privaten Lebensformen in Ostdeutschland werden generelle Trends der *Brandenburger Familienstudie* bestätigt. So gelangt Bertram in einer regional vergleichenden Analyse familialer Lebensformen zu dem Schluß, „daß Thesen über eine Anpassung ostdeutscher an westdeutsche Lebensformen und westliche Systeme verworfen werden (müssen)“ (Bertram 1996: 211). Lebensformen und individuelle Sozialbeziehungen speisten sich offenbar stärker aus unmittelbaren Lebenserfahrungen und der eigenen Sozialisationsgeschichte als aus politischen Systemscheidungen. Derartige *kulturelle* Prägungen äußerten sich gerade darin, daß z. B. Lebensmodelle wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie

auch dann als basale *Orientierungen* beibehalten werden, wenn es subjektiv und situational besser wäre, tradierten Modellen der alten Länder zu folgen, um Dissonanzen zwischen Ansprüchen und Möglichkeiten abzubauen. Historische Tradierungen und lebensweltlicher „Eigensinn“ finden ihren Ausdruck schließlich darin, daß *regionale* Differenzierungen in den privaten Lebensformen größer und auffallender sind als Unterschiede entlang der Ost-West-Achse (z. B. zwischen ländlichen und urbanen Regionen). Insgesamt verweisen die Befunde über Entwicklungen familialer Lebensformen, der im Alltag „gelebten Identität“ Brandenburger Familien, nicht nur auf Tradierungen (und eine durchaus problematische Stabilisierung, die mit Konfliktstaus einhergeht), sondern auf *Re-Traditionalisierungen* jenes Repertoires, das in der Herkunftsgesellschaft der DDR (über Generationen) akkumuliert, soziokulturell und lebensweltlich sedimentiert worden ist.

Auch Untersuchungen zur „Transformation“ im Milieu von Industriearbeitern wie ländlichen Beschäftigten belegen, daß tradierte Orientierungsmuster und Identitäten variabel benutzt und eingesetzt werden, weder „irgendwie“ abhanden kommen noch auf Blockaden des Handelns reduziert werden können. Feldforschungen zu Veränderungsprozessen in industriellen Milieus (Sachsen und Sachsen-Anhalt) konnten zeigen, wie die „konspirative Gemeinschaft“ im betrieblichen Alltag der Wendezeit gerade dort funktional und restabilisierend wirkte, wo so durchschlagende Transformationseffekte wie die Deindustrialisierung mit dem schnellen Verlust wichtiger Formen von *Gesellschaftlichkeit* (z.B. in Bitterfeld) verbunden war. Dort bildete die „Kosmologie der kleinen Leute“ das zentrale Bindemittel und fußte auf einem Deutungsmuster, in dem Vorstellungen der Kontinuität von Gegenwart und Vergangenheit ihren Platz finden (vgl. F. Wiendels 1997: 28). In diesen „alternativen“ Milieus kann man sich nicht in eine dem Realsozialismus entlehnte „Hänge-matte“ fallen lassen, sondern muß alle Kräfte aufbieten, um der sozialen Anomie zu entgehen: In den traditionsorientierten Facharbeitermilieus war der „Kampf um die Festung Alltag“ zur wichtigsten Aufgabe geworden. „Der notwendige Rückzug der Arbeiter auf die verbliebenen Positionen, auf Familie, Geselligkeit, die Garten- und Sportvereine bedeutet jedoch nicht nur Abwarten. Es zeigte sich, daß es noch immer „Netzwerke der gegenseitigen Beziehungen, von Nachbarschaftshilfe bis zur Schattenwirtschaft, gab, die auch eine ökonomische Ressource für das Milieu bedeuten“ (M. Hofmann 1997:10/11).

Vielfach erwies und erweist sich die „geschlossene Gesellschaft des Milieus“ als einzige Chance für Überlebensstrategien, da die neue Bundesrepublik sechs Jahre nach der Vereinigung als „geschlossene Gesellschaft“ erlebt wird (R. Bittner 1997: 20/21). Die paradoxe Figur des Rückzuges auf tradierte Muster als einzig möglicher Form der Integration erweist sich, wie die Fallstudien belegen, als „Konglomerat aus eigensinniger Interessenartikulation, egalitärem Gemein Sinn, passiver Stärke und Konformität“ (dies. 1997).

Eigenart und Besonderheiten der ostdeutschen Transformation, insbesondere deren hohes Tempo, die scharfen Einschnitte im Erwerbsleben und die abrupte

Auflösung sozialer Strukturen (Betrieb), haben dazu geführt, daß sich *Kontinuitäten* in den Mustern des Alltagslebens stärkerer geltend machten als erwartet worden war. Analysen zur beruflichen Mobilität und zum Wandel im Erwerbsleben in Ostdeutschland gelangten übereinstimmend zu dem zunächst überraschenden Befund, daß biographische Projekte zwar neu *justiert* worden waren und zweifellos oftmals „verdeckte Möglichkeiten“ freigesetzt werden konnten, letztlich jedoch jenes *Handlungs- und Aspirationsniveau* reproduziert worden ist, das bereits in den Handlungsfeldern der Herkunftsgesellschaft erworben worden war (vgl. Andretta/Bethke 1996).

Die Gesamtbilanz weist aus, daß der Systemwechsel nicht zu einer generellen Neugewichtung und Neuverteilung von *Chancen und Potentialen* geführt hat. Die Krisenhaftigkeit der Transformation sowie Erscheinungen sozialer Desintegration hingegen bewirkten, daß viele Menschen auf „alte Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster unter veränderten Vorzeichen“ (Mutz 1996) zurückgegriffen haben und demzufolge ein Anwachsen *kulturalisierender* Deutungsmuster (wer früher oben war, ist auch heute wieder oben; letztlich zahlt der „kleine Mann“ die Zeche) allenthalben beobachtbar ist.

Schließlich verweisen biographisch orientierte Analysen darauf, daß von einem Zusammenfallen (Koinzidenz) systemischer und biographischer Transformation nicht die Rede sein kann, denn der Wandel individueller Strukturen ist eben nicht „als abhängige Variable äußerer Stimulationen“ (Bude 1985) zu begreifen. Gerade die radikale *systemische Diskontinuität* des ostdeutschen Umbruchs scheint die Fortsetzung oder Verfestigung individueller biographischer Muster bewirkt zu haben. Auch für die Biographien ostdeutscher Menschen gilt, daß sie vorrangig nicht deshalb „hartnäckig verteidigt“ werden, weil den Ostdeutschen die Anerkennung der *Sinnhaftigkeit* ihrer Lebensleistung versagt wird, sondern weil ein anderes als das gelebte Orientierungsmuster in der Regel nicht verfügbar ist. Für fundamentale Formen des gesellschaftlichen Umbruchs, in denen die Sinnhaftigkeit individuellen Daseins „dramatisiert“ wird, kann dieser Zusammenhang aber offenbar eine allgemeine Geltung beanspruchen. So hat Alois Hahn, bezogen auf die Geschichte der Neuzeit, nachgewiesen, daß *Selbstidentifikation* immer dann eine besondere Dringlichkeit gewinnt, wenn „bisher tragende Ordnungen erschüttert sind“ (A. Hahn 1988: 102).

Die Kosmologie der „kleinen Leute“, der „Kampf um die Festung Alltag“; die „geschlossene Gesellschaft“ der Arbeitermilieus ebenso wie die „hartnäckige Verteidigung“ der Biographien bestätigen schließlich auch Stojanovs These von den *sozialorganisatorischen Schließungen* als Antwortmuster auf Fremdheitserfahrungen, die der ambivalenten Mischung von Modernisierungen und *Demodernisierungen* in den Transformationsgesellschaften geschuldet sind. Die Wirkungsmacht sozialer Beziehungsmuster erweist sich in vielen dieser sozialen Kontexte und Konfliktsituationen nicht etwa - wie vielfach angenommen - als Handlungsblockade, sondern als einzig verfügbares *Reservoir*, um Transformationserfahrungen kreativ und identitätssichernd zu verarbeiten. Lebenswelt- und Lebensverlaufsstudien, Untersuchungen, in denen der ansonsten zumeist funktionalistisch orientierte oder „strukturelle

Blick der Sozialwissenschaften“ (Berking 1995) geöffnet wird und die *gelebten Identitäten*, alltägliche Handlungswelten, *empirisch* sichtbar gemacht werden, können manche Illusion dekonstruieren und resümierend zeigen, „daß bestimmte Anpassungsleistungen, die in Theorien über die Transformation politischer Systeme in bezug auf die Betroffenen artikuliert werden, von den Individuen nicht nachvollzogen werden, sondern diese ihre Lebensentwürfe beibehalten“ (Bertram 1996: 213).

Angleichung der Lebensverhältnisse oder Verstetigung der Unterschiede?

Schon die skizzierten Befunde der Lebensweltstudien und die Analysen der privaten Lebensformen (Familie) signalisieren, daß die Entwicklung der *ökonomischen Situation* für die Beurteilung der in Ostdeutschland ablaufenden Identifikationsprozesse und deren Perspektive von erheblicher, wenn nicht von entscheidender Bedeutung ist.

Das allgemeine Argumentationsraster, das vom konservativ-liberalen Lager der Werte- und Umfrageforschung (Speyerer Typologien des Wertewandels; Allensbacher Demoskopie) bestimmt und kolportiert wurde, ließ sich davon leiten, daß die persönliche Wirtschaftslage der Ostdeutschen von Jahr zu Jahr positiver beurteilt wird, was einem nachgerade rasanten Aufholprozeß in den materiellen Lebensverhältnissen geschuldet sei. Dem entspreche ein positiver „Zukunftshorizont“, die Erwartungen an künftige Entwicklungen erscheinen mehrheitlich positiv und optimistisch eingefärbt: „In Ostdeutschland findet man inzwischen nur noch relativ wenige wirklich unzufriedene oder pessimistische Menschen“, die Bevölkerung sei „zufrieden und optimistisch“, wie Gensicke noch 1996 behauptet. Gesunkene Akzeptanzwerte der Ostdeutschen für die westdeutsche Demokratie und die damit verbundene retrograde Aufwertung von Leistungen und Institutionen der DDR werden weniger rationalen Kalkülen und erst recht nicht der Unzufriedenheit mit materiellen Lebensverhältnissen zugeschrieben, sondern als *emotionale* Färbungen bewertet und auf die unzureichende Integration der Ostdeutschen in das marktwirtschaftlich-demokratische System zurückgeführt. Dieses eindimensionale Interpretationsschema, das den sozialwissenschaftlichen *mainstream* bislang bestimmte, hat sich jedoch als fatale Fehlorientierung erwiesen, die durch gewichtigere und neuere Daten endgültig delegitimiert sein dürfte³.

³ Nach den Daten von ALLBUS nahm die positive Erwartung der Ostdeutschen an die zukünftige eigene Wirtschaftslage bereits im Zeitraum von 1990 bis 1994 von Jahr zu Jahr kontinuierlich ab. Sie sank von 59 Prozent im Jahre 1990 auf 25 Prozent im Jahre 1994. Die positive Beurteilung der zukünftigen Wirtschaftslage der Bundesrepublik wurde von 1991 auf 1994 „halbiert“: Äußerten 1991 noch 63 Prozent der befragten Ostdeutschen positive Erwartungen, so waren es im Jahre 1994 nur noch 31 Prozent. Allerdings urteilten die Ostdeutschen in diesem Zeitraum optimistischer als die Westdeutschen: nur 16 Prozent der Westdeutschen sahen 1994 positive Tendenzen für die *eigene* Wirtschaftslage voraus, für die wirtschaftliche Lage der Bundesrepublik waren es 26 Prozent (vgl. WZB-Mitteilungen 73, Sept. 1996).

Nach den komplexer angelegten Untersuchungen der Wohlfahrtsforschung des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB) beurteilten im Jahre 1995 nur 36 Prozent der befragten Ostdeutschen den Verlauf ihrer persönlichen Lebensverhältnisse seit 1990 eindeutig *positiv* im Sinne einer aufsteigenden Linie; 33 Prozent sahen ein „Auf- und-Ab“; 19 Prozent beurteilten den Verlauf eher negativ, und 13 Prozent sahen keine Veränderungen. Eine *Trendwende* hinsichtlich der allgemeinen Lebenszufriedenheit erkennt die WZB-Forschung bereits seit 1995: Die Werte für die allgemeine *Lebenszufriedenheit* waren in Ostdeutschland erheblich zurückgegangen und lagen erstmalig *unter den Werten* von 1990. Noch stärker als die Gegenwartseinschätzungen waren die Zukunftserwartungen „eingebrochen“: Auch bezogen auf das Jahr 2000 liegen die *erwarteten* Zufriedenheitswerte in Ostdeutschland unter denen der *Gegenwartseinschätzung* des Jahres 1990(!) und waren vergleichsweise deutlicher gefallen als in Westdeutschland. Da die Wohlstandsforschung allgemein eher schwache Zusammenhänge zwischen ökonomischen Wechselfällen und der Lebenszufriedenheit registriert, läßt die drastische Rückläufigkeit der Zufriedenheitswerte auf tieferliegende Ursachen schließen: „Das Modell Bundesrepublik hat in der Wahrnehmung der Bürger seine Robustheit verloren“ (WZB/M 73).

Zu *dekonstruieren* sind jene Annahmen, die noch immer von einer raschen Angleichung der Lebensverhältnisse ausgehen, die nur zeitweilig ins Stocken geraten sei. So kann faktisch kann davon ausgegangen werden, daß die Ost-West-Relation der Arbeitseinkommen die Zwei-Drittel-Schwelle nicht überschritten hat. Bereits auf dieser Ebene ist eine *Verstetigung* der Relationen festzustellen. Wird der Anstieg der Lebenshaltungskosten, der im Zeitraum von 1990 bis 1995 ca. 60 Prozent betrug, in Rechnung gestellt, dann folgt daraus, daß der jährliche durchschnittliche Zuwachs der Realeinkommen der privaten Haushalte nur 4 Prozent betrug (vgl. U. Busch 1996).

Wenn es um langfristige Trends und Effekte in Zeiten geht, da keine Zuwächse zu verteilen, sondern Einschränkungen in Kauf zu nehmen sind, dann gewinnen jedoch *Vermögensunterschiede* und -entwicklungen ein besonderes Gewicht, was in den vergleichenden Betrachtungen zumeist ausgeklammert wird. Diese Dimension der Lebensverhältnisse ist aber hinsichtlich der Langzeiteffekte „der springende Punkt für die Erklärung der fortbestehenden Ost-West-Disparität“ (Busch 1996: 103-1119).

Das Vermögensgefälle wurde im Zuge der deutschen Vereinigung, wie die Untersuchungen von Ulrich Busch gezeigt haben, nicht, wie vielfach angenommen, verringert, sondern noch vergrößert. Auszugehen ist davon, daß die konstitutiv wirkenden „Eröffnungssequenzen“ und *Richtungsentscheidungen* der Vereinigung wie Währungsunion, Eigentumsrestitution und Treuhandprivatisierungen sich als Pfadlogiken niederschlagen, die eine größere Differenzierung und Polarisierung, eine *Verstetigung des Ost-West-Gefälles* bewirkt haben⁴.

⁴ Während 47 Prozent der westdeutschen Haushalte über Immobilienbesitz verfügen, trifft das in Ostdeutschland nur für 28 Prozent zu. Ostdeutsche Haushalte verfügen über 29

Mit der Einführung der Währungsunion wurde das Geldvermögen der ostdeutschen Haushalte um rund 10 000 D Mark (je Haushalt) entwertet, da eine Kaufkraftparität von etwa 1:1 zugrunde gelegt werden kann. Die Ost-West-Disparitäten wurden verstärkt durch die Restitutionsregelung: rund zwei Millionen Ansprüche, von denen die bisher bearbeiteten Verfahren zumeist positiv beschieden wurden. Und mit der Defizitbilanz der Treuhand geriet die Privatisierung (zu 90 Prozent westdeutsche Eigentümer) zu einer „entschädigungslosen Enteignung der Ostdeutschen“ (Busch). - Wenn von einer Tendenz zur Angleichung der Lebensverhältnisse überhaupt gesprochen werden kann, dann bezieht sie sich lediglich auf das *konsumtive Gebrauchsvermögen*, aber auch hier sind stagnative Entwicklungen bereits seit 1994 unübersehbar. Von längerfristiger und strukturierender Bedeutung ist jedoch die mit der Währungsunion eingeleitete politisch intendierte Neuverteilung und Umschichtung der Immobilienvermögen sowie des Produktivkapitals, die zu einer „Vermögenslücke“ als strukturierender Komponente der Peripherienbildung in Ostdeutschland geführt hat.

Die Transformationslogik brachte mithin eine neue Ungleichheitsdimension in Deutschland auf der Ost-West-Ebene hervor. Rainer Geißler spricht von Interessengegensätzen mit Elementen eines Klassenkonflikts, da die neue Konfliktstruktur mit der gleichen Intensität wahrgenommen werde wie der traditionale vertikale Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. „Deklassierungen“ der Ostdeutschen seien sowohl auf der ökonomischen, der politischen wie der kulturellen Ebene nachweisbar (vgl. Geißler 1995: 132ff.).

Zusammenfassung und Ausblick. Das Fremde als Chance zur Selbsterkenntnis

Die Fortexistenz und Verstetigung disparater Lebensverhältnisse beeinflusst natürlicherweise die Resistenz privater Lebensformen ebenso wie die Ausbildung „separater Identitäten“ in Ost und West, die eben nicht auf das Modischwerden kommunikativer „Diskriminierungen“ und ost-westdeutsche „Rollenspiele“ in medialen Inszenierungen zu reduzieren sind.

Zudem haben Verstetigung und Umschichtung materieller Lebens- und Vermögensverhältnisse in Ostdeutschland ihre längerfristig erwartbaren Effekte noch längst nicht vollständig entfaltet, da die „neoliberalen Einschnitte in das sozialstaatliche Netz“ (Srubar 1996) gerade erst eingeleitet worden sind. Anders als in Westdeutsch-

Prozent des Geldvermögens der Westdeutschen. Der Vergleich der Vermögenswerte in privaten Haushalten zwischen West und Ost (ohne Versorgungsansprüche) ergibt eine Relation, die knapp unter der Eins-Zu-Vier-Marke zugunsten der westdeutschen Haushalte liegt. Wie Berechnungen ferner gezeigt haben, fällt die *Differenz der Vermögenswerte* doppelt so hoch aus wie die Unterschiede im Einkommensniveau und im volkswirtschaftlichen Leistungsvermögen (DIW Berlin 1991, zit. nach U. Busch 1996).

land schlägt die Reduzierung sozialpolitischer Umverteilungen in Ostdeutschland ungedämpft auf die Ebene der Grundversorgung großer Bevölkerungsteile durch. Wie Ilja Srubar diagnostizierte, richte sich die „neoliberale Wende“ in den Transformationsgesellschaften nicht nur gegen den „realsozialistischen Versorgungsstaat“, sondern auch gegen die *soziale* Marktwirtschaft des westlichen Typus. Da das Lebensniveau großer sozialer Gruppierungen in den postsozialistischen Ländern nicht nur relativ, sondern auch absolut sinke, seien dort starke anomische Tendenzen zu beobachten, die den Rückgriff auf die „letzte Sicherheit“ der Zugehörigkeit zu einer Ethnie oder zu einer Region fördern. Spannungen und Interessendivergenzen zwischen Zentren und Peripherien könnten mithin zu soziokulturellen Spannungen führen und beträchtliche Konfliktpotentiale hervorbringen.

In einer entgegengesetzten Richtung, so Srubar, wirke sich die liberale Wende im Westen aus: Im Kontext der wirtschaftlichen Globalisierung besteht in Westeuropa die deutliche Tendenz zur Konstruktion eines supranationalen Raumes. Für den ostdeutschen „idealen“ oder Sonderfall der Transformation (vgl. dazu kritisch: M. Thomas 1997) treffen nun beide einander entgegengesetzte Tendenzen paradoxerweise gleichermaßen zu. Als Teil der Europäischen Union und als eine ihrer strukturschwachen Peripherien partizipiert die ostdeutsche Gesellschaft an deren „Gratifikationen“ in der Gestalt von Fördermitteln und -programmen ebenso wie an den Chancen, die von der forcierten Integration erwartet werden. Zugleich hat die „liberale Wende“ in der Gestalt der neoklassischen Transformationslogik zu einer eindrucksvollen Deindustrialisierung, einer Reduzierung wissenschaftlicher und Forschungspotentiale sowie einem erheblichen Beschäftigungsabbau geführt. Eine egalitäre, sozialpaternalistische, arbeits- und beschäftigungszentrierte Industriegesellschaft verwandelte sich in eine alimentierte (ca. 50 Prozent der Bevölkerung), weitgehend von staatlichen Transfers abhängige *Peripherie* der westeuropäischen Gemeinschaft mit relativ eigenständigen, lebensweltlich verankerten und symbolisch konstruierten Identitäten, sozialen Beziehungsstrukturen und ambivalenten Wertorientierungen, die folglich nicht rasch nach den Mustern der westdeutschen Teilgesellschaft umgebaut werden, da die Logik des Systemübertragung zu einer Verstetigung und Verschärfung des West-Ost-Gefälles geführt hat.

Noch immer aber gelten kulturelle Eigenheiten und Identitäten sowie „spezielle politisch-kulturelle Traditionen“ (Walz/EMNID 1997: 162) der ostdeutschen Neuankömmlinge als suspekt, rückständig oder als unvorhanden, werden sie ihnen nur selektiv, zögernd oder überhaupt nicht zugestanden. Auffassungen, denen zufolge Eigenheiten und Besonderungen „vielleicht weiterbestehen sollten und akzeptiert werden müssen, damit es zu einer weiteren Annäherung beider Teile Deutschlands kommen kann“ (Walz 1997), bilden noch immer die Ausnahme.

Die Akzeptanz der kulturell gegründeten *Fremdheitsverhältnisse in Deutschland*, die vor allem durch die gemeinsame Geschichte und den euphorischen Beitritt der Ostdeutschen irritiert war, scheint auch dem sozialwissenschaftlichen Denken weiterhin erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Die „theoretische Liquidation“ des

Fremden, dem nur dem Anschein nach der Charakter einer Eigenheit, einer Besonderheit zugesprochen wird (vgl. F. Guttandin 1993: 471), äußert sich gerade in jenen Deutungsversuchen, die ostdeutsche Identitäten nur aus dem *Bild* und den Strategien des anderen (Diskriminierungsthese) erklären können und ihnen keine eigenen *Inhalte* zugestehen.

Die wechselseitige Akzeptanz der lebensweltlich gegründeten und geschichtlich tradierten Fremdheiten könnte aber einen Übergang vom „systematischen Mißverstehen“ - mit dem Ziel des wechselseitigen Ausschlusses - zur „Selbstdistanz“ (Guttandin) einleiten. Erst dann beginnt man, „mit den Augen des anderen“ zu sehen, betrachtet die jeweils „fremde“ Identität nicht mehr als Bedrohung der eigenen Existenzweise, sondern als eine Chance zur Selbsterkenntnis und -entdeckung im Modus des Fremdverstehens. Nach Leszek Kolakowski besteht gerade in dieser reflexiven Selbstrelativierung eine besondere geistige Kraft der europäischen Kultur (Kolakowski 1980: 73ff.).

Literatur

- Andretta, G./Bethke, M., 1996: Zwischen den Welten: Berufliche Transformationsbiographien in den neuen Bundesländern. In: Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995 (Herausgegeben in deren Auftrag von Lars Clausen), Frankfurt/New York: 706-721.
- Arndt, M., 1995: Die regionalen Auswirkungen neuer Wirtschaftsblöcke: Der europäische Einheitsmarkt, NAFTA und die Situation der neuen Länder der Bundesrepublik. In: Regionen im Umbruch. Dokumentation eines deutsch-mexikanischen Symposiums. REGIO Beiträge des IRS Nr. 6, Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. Berlin: 63-72.
- Baudrillard, J., 1994: Die Illusion des Endes oder der Streik der Ereignisse, Berlin: 186.
- von Beyme, K., 1996: Der kurze Sonderweg Ostdeutschlands zur Vermeidung eines erneuten deutschen Sonderweges: Die Transformation Ostdeutschlands im Vergleich der postkommunistischen Systeme. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 3: 295-297.
- Berking, H., 1995: Politik und Alltag in einem ostdeutschen Dorf. Man. b. Autor.
- Bertram, H., 1996: Familienentwicklung und Haushaltsstrukturen. In: Strubelt, W. et al (Hrsg.) Städte und Regionen - Räumliche Folgen des Transformationsprozesses. Berichte der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern e.V. (KSPW), Bericht 5, Opladen: 183-215.
- Bittner, R., 1997: Rückzug als Integration? Umbrucherfahrungen in einer ehemaligen Chemieregion. In: Rückzug als Integration. Ostdeutsche Industriearbeitermilieus im Wandel. Dokumentation zum Seminar der Akademie der Stiftung

- Bauhaus Dessau am 7. November 1996: 12-22.
- Bleicher, J., 1990: Die kulturelle Konstruktion sozialer Identität am Beispiel Schottland. In: Haferkamp (Hrsg.) Sozialstruktur und Kultur, Frankfurt am Main
- Bude, H., 1985: Zum Problem der Selbsttransformation. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.) Sozialstruktur und soziale Typik, Frankfurt/New York: 84-111.
- Busch, U., 1996: Vermögensdifferenzierung und Disparität der Lebensverhältnisse im vereinigten Deutschland. In: Berliner Debatte INITIAL 5: 103-119.
- Eisenstadt, S. M., 1991: Die Konstruktion nationaler Identitäten in vergleichender Perspektive. In: Giesen, B. (Hrsg.) Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt am Main: 21-38.
- Eder, K., 1990: Kollektive Identität, historisches Bewußtsein und politische Bildung. In: Umbrüche in der Industriegesellschaft, Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 284, Bonn: 351-367.
- Förster, P./Friedrich, W., 1996: Jugendliche in den neuen Bundesländern. Ergebnisse einer empirischen Studie zum Wandel der Meinungen, Einstellungen und Werte von Jugendlichen in Sachsen 1990-1994. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 19: 18-29.
- Geißler, R., 1995: Neue Strukturen der sozialen Ungleichheit in Deutschland. In: Hettlage, R./Lenz, K. (Hrsg.) Deutschland nach der Wende. Eine Bilanz: 131-141.
- Gensicke, T., 1996: Ostdeutschland 1989-1995 im Wandel. Objektive und subjektive Umbrüche. In: Journal für Sozialforschung, 36 Jg., Heft 1:43-72.
- Gerdes, D., 1994: Regionalismus und Regionalisierung in Frankreich. Ansatzpunkte einer vergleichenden Regionalismus/Nationalismusforschung. In: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994): 385-401.
- Gries, R., 1994: Der Geschmack der Heimat. Bausteine zu einer Mentalitätsgeschichte der Ostprodukte nach der Wende. In: Deutschland Archiv 1: 1041-1058.
- Guttandin, F., 1993: Die Relevanz des hermeneutischen Verstehens für eine Soziologie des Fremden. In: Jung, T./Müller-Doohm, St. (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden der Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt/M.: 458-481.
- Gysi, J./Kapelle, G./Meyer, D., 1994: Familien im Land Brandenburg. Kurzfassung zur Studie des DFG-Projekts „Wandel in den Lebensweisen von Familien - Veränderungen in den Einstellungen und familialen Verhaltensweisen von Frauen und Männern, Eltern und Jugendlichen“. Manuskript am Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.): 1-13.
- Haeger, G./Mummendey, A./Mielke, R./Blanz, M./Kanning, U., 1996: Zum Zusammenhang von negativer sozialer Identität und Vergleichen zwischen Personen und Gruppen: Eine Felduntersuchung in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 27, 259-277.

- Hahn, A., 1988: Biographie und Lebenslauf. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.) Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen: 231-259.
- Hofmann, M., 1997: Industriearbeiter ohne Industrie. Bewältigungsmuster in ostdeutschen Arbeitermilieus. In: Rückzug als Integration. Ostdeutsche Industriearbeitermilieus im Wandel, Dessau/Köthen: 5-11.
- Hradil, St., 1995: Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und „Altlasten“ in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 20: 3-15.
- Koch, T., 1997: Ostdeutsche Identitätsbildungen in der dualistischen Gesellschaft. In: Berliner Debatte INITIAL Heft 3.
- Kolakowski, L., 1980: Wo sind die Barbaren? Ein Lob des Eurozentrismus oder die Illusion des kulturellen Universalismus. In: Der Monat, Heft 2.
- Kollmorgen, R., 1994: Auf der Suche nach Theorien der Transformation. Überlegungen zu Begriff und Theoretisierung der postsozialistischen Transformationen. In: Berliner Journal für Soziologie Heft 3: 381-399.
- Meyer, G., 1997: „Zwischen Haben und Sein“. Psychische Aspekte des Transformationsprozesses in postkommunistischen Gesellschaften. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B. 5: 17-28.
- Münch, R., 1993: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft, Frankfurt am Main.
- Mutz, G., 1995: Biographische Phasen im Transformationsprozeß. Von der neuen Zeit zur Zeit des neuen Fundamentalismus. In: Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995, : Frankfurt/New York: 245-258.
- Offe, K., 1994: Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Frankfurt/New York.
- Petschen, S., 1996: Kataloniens internationale Politik: Zum auswärtigen Handeln einer spanischen *Comunidad Autonoma*. In: Regionen in Europa, WeltTrends 11: 69-82.
- Pollack, D., 1997: Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B. 13: 3-14.
- Reißig, R., 1994: Transformation - Theoretisch-konzeptionelle Erklärungsansätze und Erklärungsversuche. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 3: 323-344.
- Schneider, W. L., 1995: Überhebliche Wessis - (n)ostalgische Osis. Strukturelle Prämissen kollektiver Devianzzuschreibungen in der Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen. In: Sahner, H./Schwendtner (Hrsg.) Gesellschaften im Umbruch. 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Halle an der Saale 1995, Kongreßband II, Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen, Opladen : 544-547.
- Schwarz, A., 1996: Im Osten nichts Neues? Frankfurter Fußnoten zur ostdeutschen Transformationsforschung. Antrittsvorlesung an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder, Frankfurt/O. 113-152.

- Segert, D., 1995: Politische Kultur der DDR/Ostdeutschlands - ein postkommunistisches Phänomen? Material zur Diskussion, am Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien (BISS e.V.), Manuskript, 27 S.
- Srubar, I., 1996: Zyklus und Wende. Zur Verortung der Transformation postsozialistischer Länder im Prozeß europäischer Modernisierung. In: Soziologische Revue Jahrgang 19, Sonderheft 4: 23-38.
- Stojanov, Ch. und Sandmeier, St., 1996: Zu einer vernachlässigten Dimension postsozialistischer Transformation: (Re-)Modernisierung als Fremdheitsverhältnis. In: Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995 (Herausgegeben in deren Auftrag von Lars Clausen), Frankfurt/New York: 229-244.
- Thomas, M., 1993: Die Wirkungsmacht sozialer Beziehungen im deutsch-deutschen Transformationsprozeß. In: BISS public, Heft 11: 25-38.
- Thomas, M., 1997: Transformation in Ostdeutschland - aufschlußreiche Paradoxien eines Idealfalls, Manuskript am BISS e.V., 29 S.
- Walz, D., 1997: Einstellungen zu den politischen Institutionen. In: Gabriel, O. W. (Hrsg.) Politische Orientierungen und Verhaltensweisen im vereinigten Deutschland, Opladen: 147-166.
- Wiendels, F., 1997: Die Welt in einer Nußschale. Betriebsalltag in der ostdeutschen Chemie zwischen Moralökonomie und Wirtschaftlichkeit. In: Rückzug als Integration. Ostdeutsche Industriearbeitermilieus im Wandel, Dessau/Köthen: 23-29.
- Wiesenthal, H., 1996: Einheitsmythen. Zur kognitiven „Bewältigung“ der Transformation Ostdeutschlands. In: Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995 (Hrsg. Lars Clausen), Frankfurt/New York: 563-579.
- Woderich, R., 1996: Peripherienbildung und kulturelle Identität. In: Kollmorgen, R./Reißeig, R./Weiß, J. (Hrsg.) Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen: 81-102.
- Zapf, Wolfgang, 1994: Die Transformation in der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung. In: Berliner Journal für Soziologie 3: 295-305.
- Zieruba, G./Bonder, M./Röttger, B., 1992: Deutschland in der neuen Weltarena. Die unbewältigte Herausforderung, Opladen.
- WZB-Mitteilungen 73/1996: Stabilisierung und Ängste. Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland: 5-8.